

Wöchentliche Beilage zur Chorner Ostdeutschen Zeitung.

Nr. 36. 1890.

Verdächtig.

Novelle von L. Saldheim.

1. (Nachdruck verboten.)

Sie waren zurückgekommen — nach zwölf Jahren! Die Leute konnten sich nicht genug darüber wundern, fragten einander, ob Fräulein Claudine wohl ledig geblieben wäre wegen der Liebesgeschichte mit dem Herrn v. Dornow, und was der nun wohl sagen würde, und blieben neugierig bei den Arbeitern stehen, welche den hochbepackten Möbelwagen abluden und dann die einzelnen Stücke über den düsteren grasbewachsenen Hof in das nicht allzu große, aber herrschaftliche Haus trugen, in welchem Mutter und Tochter nun wieder wohnen wollten.

„Was mögen sie bloß hier wollen, die beiden Damen? Haben's doch in der großen Stadt schöner gehabt, wie hier?“ fragte das Dienstmädchen der Frau Kommerzienrath Windhaus im Vorbeigehen und setzte dann mit einem gewissen Stolz hinzu: „Frau Kommerzienrathin ist 'ne Jugendfreundin vom gnädigen Fräulein.“

Gahrmann, der einstige Gärtner des vor fünfzehn Jahren verstorbenen Obersten v. Friemar, der von dessen Wittwe bestellte Hüter des Anwesens, war am Mittag in seinem Sonntagsstaat mit der besten Mietzkutsche, die in Tanna aufzutreiben war, auf den Bahnhof gefahren, und als dann der Zug anlangte, stand er, vor Freude und Unbeholfenheit noch röther als sonst, neben einem herbeigerufenen Dienstmann bereit, und die Beiden trugen eine äußerst zart aussehende, gelähmte, ältere Dame in den Wagen, während eine schlanke jüngere folgte, und eine mitgebrachte Dienerin allerlei Kif-

sen und kleines Handgepäck in das Gefährt legte.

Die ganze kleine Stadt mußten die Damen durchfahren bis zu ihrem Eigenthum, und Claudine, der dreißigjährigen dunkeläugigen Tochter, schienen die Häuser kleiner, die Straßen schmaler geworden, und als liege auf Allem die Jahre lange Staubschicht des Vergessenseins.

Als Gahrmann dann später, nachdem für die Oberstin eine Kammer nothdürftig zurecht-

gemacht und sie sofort in's Bett gebracht worden war, mit seiner Frau zusammen saß, die sich für Fräulein v. Friemar als eine resolute verständige Hilfe erwiesen hatte, sprachen Beide über die Damen.

„Solch' ein Gesicht wie Fräulein Claudine, wird mit den Jahren immer schöner,“ behauptete Gahrmann.

„Na, das muß man sagen! Hier sind sie weggezogen, als damals die Geschichte mit Herrn v. Dornow passirte, und die gnädige Frau dachte wohl, hier kriegte Fräulein Claudine doch keinen Mann mehr, denn so etwas hängt einem Mädchen immer nach! Und jetzt nach zwölf Jahren soll sie hübscher sein, als damals? Ist ihr Lebtag keine Schönheit gewesen, aber ein liebes, herziges Ding war sie, und lieb und herzlich ist sie jetzt auch; das sag' ich, weil's wahr ist. Du hast, so alt Du auch bist, immer noch ein Herz von Zunder; das glimmt gleich und merkt selbst nicht, daß ein alter Narr hineinbläst.“

Der Gatte lachte.

„Ja, lache Du nur! Wer weiß, was sie vorhaben! Mit unfexer billigen Pacht für den Garten ist es nun auch wahrscheinlich aus! Das Mädchen, die Luise, sagte mir, die Damen hätten Verluste gehabt, und darum seien sie wieder hierher gezogen. Die Luise war nicht allzu froh darüber, that so gering über die kleine, erbärmliche Stadt! Ich sagte ihr aber: Warten Sie's nur ab, Jungfer, in so einer kleinen Stadt kommen die Mädchen leichter unter die Haube, als in einer großen, und so eine feine, gebildete am ersten.“

Gahrmann lachte. Er hatte sein Alltagszeug schon wieder angezogen und eilig ein paar Züge aus seiner kurzen Pfeife gethan, während seine Frau, keinen Augenblick müßig mit



J. B. S. Estrup, dänischer Premierminister. (S. 283)

Zunge und Händen, die Schüsseln in die Küche trug. Dann band auch sie sich ihre große Arbeitsschürze vor, und Mann und Frau begaben sich an das Aufstellen der Möbel unter der Aufsicht und nach den Anordnungen des Fräuleins v. Friemar.

Mit den stillen dunklen Augen blickte Claudine immer öfter um sich, je mehr sich die Zimmer mit den Möbeln füllten. Viele davon hatten einst an demselben Platze gestanden, neue hübsche Sachen waren, mit Vorsicht gewählt, dazu gekommen, jetzt wurde sie selbst freudig überrascht, die Anfänge zu einem traulichen Heim viel ansprechender zu finden, als sie gehofft.

Ueber ihr dunkles Kleid eine große weiße Schürze, und über das tiefbraune Haar ein blaues kleines Seidentuch gebunden, sah sie emsig schaffend doch immer wie eine Dame aus. Jede ihrer Bewegungen verrieth eine seltene Anmuth, und diese unbewußte Anmuth war der große Reiz, der das Mädchen so anziehend machte trotz ihrer dreißig Jahre, denn „es lag Herz und Seele darin“, wie einer von Claudinens Verehrern sich einst geäußert.

Ab und zu kam bei der gemeinsamen Arbeit das Gespräch auf die Stadt und die Leute darin, und Frau Gahrmann, oder der Tapezierer und Tischler erzählten Dies und Jenes, woraus Claudine erfuhr, daß die meisten ihrer einftigen Bekannten fortgezogen waren.

Nichts an ihr verrieth, daß sie heimlich auf einen Namen wartete, vor dessen Nennung sie doch wieder eine gewisse Furcht hatte; aber dieser Name kam niemals. Frau Gahrmann würde sich nie verziehen haben, wenn es geschehen wäre, und darum rief sie sich heimlich einen nach dem andern von den Arbeitern und Handwerkern bei Seite und sagte: „Sprecht, wovon ihr wollt, aber nicht vom Herrn v. Dornow, der ist damals Fräulein Claudinens Bräutigam gewesen, und wegen dem sind sie hier weggezogen.“

Und dann ging sie hurtiger als zuvor wieder an das Abreiben der Möbel und war bald hier, bald da, glücklich, als das gnädige Fräulein sie einmal ihre rechte Hand nannte.

Auch Gahrmann hatte es beim Aufhängen der Spiegel und Bilder für seine Pflicht gehalten, ein warnendes Wörtchen zum Tapezierer zu sagen: „Sie waren heimlich verlobt, die Frau Oberstin wußte es freilich, aber die hatte nur ihren bitteren Aerger darüber, denn er hatte nichts, und sie, so lange die Mutter lebte, auch nichts; und die Frau Oberstin wollte höher mit ihr hinaus, und hatte dazu auch gute Aussicht, denn der Freiherr v. Nettelrode wollte das Fräulein. Und sehen Sie — das war der Grund — seine Armuth, die ihn verleitet haben sollte —“

Der Tapezierer nickte verständnißvoll.

„Sie kann Einen doch recht dauern! Und wenn sie ihn nun wieder sieht! Er hat doch diese zwölf Jahre die herzogliche Kasse so treu verwaltet —“

„Und ein fixer Mensch ist er, trotz seiner grauen Haare!“ war der Tischler herzugetreten. „Wenn er nur gewollt hätte, den nähme jetzt Jede, und da ist auch gar keine Stimme mehr gegen ihn, sie sagen jetzt Alle, er sei damals unschuldig verdächtigt worden.“

„Unschuldig oder nicht, er hat vor's Schwurgericht gemußt,“ sagte Gahrmann.

„Und in Untersuchungshaft; und freigesprochen ist er ja dann doch. Aber Gefängniß ist Gefängniß, und wer einmal darin gewesen hat —“

Da trat Claudine in das Zimmer, und die Drei stoben hastig auseinander.

Claudine stuzte; sprachen sie nicht vom Gefängniß?

Hastig wandte sie sich zurück: und dann stand sie auf dem „Thron“ im Fenster des

vor springenden Ausbaues, von dem aus sie die ganze lange Straße bis zum Markte hinauf und nach der anderen Seite die Chaussee hinab bis zur Elsemühle sehen konnte, denn das Friemar'sche Besizthum war das vorletzte der Stadt.

Das Nachbarhaus bewohnte der Bürgermeister, ein lediger Herr und überaus lustiger Lebemann. Gegenüber befand sich nur ein Garten, über dessen niedrige Mauer Claudine in ein Gewirr herbftlich bunt gefärbter Baumwipfel sah.

Aber in diesem Augenblicke gewahrte sie nichts von dem Allen. Aufgeschreckt und erschreckt flatterten ihre Gedanken durcheinander.

Sie hatte gemeint, als sie und die Mutter, der Noth gehorchend, sich entschlossen, nach Tanna in ihr Eigenthum zurückzukehren, jene Gefühle, die sie einst an Dornow gefesselt, seien seit Jahren todt, und sie werde den einst mit der Liebe einer Achtzehnjährigen geliebten Mann wiedersehen wie einen Fremden.

Das Unglück, welches sie damals schied, die Mutter nannte es von Anfang an und seither immer mit gleicher Schärfe „seine Unredlichkeit“, hatte ihm selbst die Feder in die Hand gebrückt zu jenem Scheidebrieft, den er an Claudine vom Gefängniß aus geschrieben. Ach, und die Mutter, deren schönste Hoffnungen Claudinens unerbittliche Thorheit zerstört, war damals so bitter und herb mit der Tochter gewesen, daß das eingeschüchterte junge Mädchen willenlos sich Allem unterwarf, was die Strenge, die Beleidigte anordnete.

So zogen sie damals fort, zwei Tage nachdem der Angeklagte „wegen Mangels an Beweisen“ freigesprochen worden war, und der für seinen Jugendfreund empörte Herzog ihm das verantwortliche Amt eines Verwalters seiner Domänenkasse anvertraut hatte.

Dornow nahm, so erfuhr Claudine und die Mutter später aus den Briefen der Freundinnen der Letzteren, jenes Amt dankbar an, zog sich aber von allem Verkehr zurück und sah auch seinen herzoglichen Gönner, den einzigen treuen Freund, der ihm in seiner Noth geblieben war, und der eine Meile von Tanna auf Schloß Laßheim lebte, nur dienstlich.

Ob das später anders geworden, wußte Claudine nicht, denn seit Jahren schon war jener Briefwechsel infolge der Lähmung der Oberstin und wohl auch der angenehmen neueren Beziehungen eingeschlafen.

Das Alles ging an dem Geiste der Tochter vorüber, als sie dort am offenen Fenster stand und erschreckt und verwirrt die Worte der Handwerker überdachte. Es war ein außerordentlich lieblicher Herbsttag, so schön, wie ihn goldene Sonne, blauer Himmel und buntfarbiger Bergwald, der die kleine Stadt umgibt, nur machen können. Ganz in ihr Sinnen verloren, ließ sie ihre Blicke auf der öden, menschenleeren Straße ruhen. Ein Herr schritt auf dem Fußsteig drüben an der Gartenmauer hin; er trug eine Lodenjoppe, hohe Stiefel, und an seiner Jagdtasche einen Hasen und Hühner. Sein Hund lief gehorsam hinter ihm her.

Das Alles hatte sie mit einem einzigen Blick genau gesehen, der nächste heftete sich viel fester und fragender auf das wettergebräunte, gesund gefärbte Gesicht. Diese Züge, schärfer und ausgearbeiteter als sonst, kannte sie, aber das graue Haar, und dann — wie breit und mächtig war die Gestalt geworden?

Der Herr, sie bemerkend, stuzte. Ein scharfer Blick flog nach ihr herüber, seine Hand hob sich, wie um zu grüßen, und sie — sie fuhr zurück bis mitten in die Stube hinein, und dann war sie doch sofort wieder am Fenster und hätte viel darum gegeben, wenn sie seinen Gruß noch hätte erwidern können. Aber nun war er schon drei Häuser weiter.

Das war also ihr erstes Wiedersehen! Ehe sie es geahnt, schon vorüber! Und was mochte er jetzt denken? Wie feindselig mußte sie ihm erscheinen!

„Das wollte ich nicht! Das wollte ich nicht!“ hätte sie aufschreien mögen.

Still und bedrückt that sie die nächsten Stunden ihre Arbeit, und nun war Alles fertig, die ganze Wohnung sah aus wie ein Schmutzkästchen.

Wie die Mutter sich freuen würde!

Claudine ging mit Luise, dieselbe zu holen. Die von Tochter und Dienerin gestützte alte Dame schwankte mühsam durch die freundlichen Zimmer. Ihre strengen Züge trugen heute einen milden, beinahe gerührten Ausdruck; in ihren großen schwarzen Augen, die ihr im Verein mit der stark gebogenen Nase etwas Gulenartiges gaben, lag Dankbarkeit für die Tochter und Freude an dem traulichen alten Heim.

„Wie hübsch Du Alles gemacht hast! Und es ist ganz wie früher. Das ist mir lieb!“ sagte sie anerkennend. Dann, als sie in ihrem kissenbelegten Stuhl bequem saß, das Bändchen unter den kranken Füßen, lehnte sie sich hochbefriedigt zurück und wiederholte: „Alles wie sonst! Mir ist, als wären wir nur ein Weilchen verweist gewesen!“

„Und doch sind es zwölf Jahre!“ Die Tochter sagte es lächelnd und dachte dabei an sich selbst mit keinem Gedanken.

Anders nahm es die Mutter auf. Ueber ihr eben noch so freundliches Gesicht flog ein Schatten, und ihr Blick heftete sich auf der Tochter Gesicht.

Zwölf Jahre! Freilich! Claudinens Aussehen erzählte davon.

Eine tiefe Gluth flog über deren Antlitz; es war, als schimmerte es plötzlich feucht in ihren Augen. Aber sie sprang auf, holte der Mutter ein Kissen herbei, um sie noch bequemer sich anlehnen zu lassen und scherzte: „Ja, wir sind nicht jünger geworden, Mutterchen! Das Beste ist aber, wir haben das Altwerden gar nicht gemerkt, und wenn ich's nicht zu gewiß wüßte, meinem Herzen glaubt' ich es nicht. Tanna hat sich auch nicht verändert, mir kommt es vor, als ob die Stadt und wir die ganze Zeit geschlafen hätten.“

„Wir bringen es wahrscheinlich den Leuten hier erst zum Bewußtsein, daß auch sie älter geworden sind,“ sagte die Oberstin mit jenem herben Ton, der Claudine jedesmal weh that, wenn sie ihn auch mit der Mutter Krankheit entschuldigte.

Diese nahm ihre Strickarbeit.

„Wie still die Straßen sind!“ begann sie nach einer Weile.

„Aber Sonntags,“ ermutigte die Tochter, „pilgert hier Alles vorüber, hinaus nach dem Wald, Mutterchen, und Mittags und Abends ist es auch diese Tage lebhafter gewesen; es scheint nur gerade jetzt so still, und wenn es so herrliches Wetter bleibt, nehmen wir einen Wagen und sehen uns morgen die Umgegend an. Was meinst Du?“

Die Oberstin nickte zustimmend, aber Claudine entdeckte abermals in ihren Augen diesen mürrischen, ihr Aussehen kritisirenden Blick. So hatte die Mutter sie früher niemals angesehen.

Es fiel ihr ein, daß sie verblüht sei. Der Gedanke war ihr wohl schon öfter einmal gekommen, aber da sie nicht daran dachte, Ansprüche auf Jugendlichkeit zu erheben, war er vorüber gezogen, ohne sie zu betrüben.

Jetzt, in diesem Augenblick fragte sie sich: Was würde Dornow denken von ihrem Aussehen?

Er, der schöner und stattlicher geworden, trotz seiner grauen Haare, fand sie verblüht wieder!

„Weißt Du, Claudine, wer hier jetzt Landrath ist?“ unterbrach ihre Mutter diesen Gedankengang.

„Wohl ein Bekannter? Wer denn, Mama?“
„Der Rittmeister Nautient, Claudine! Dein Verehrer aus Wildbad.“

Wie froh der Ton klang! Claudine, die seit so vielen Jahren nur für die Mutter lebte, las jeden Gedanken aus ihren Augen, hörte ihn aus ihrer Stimme.

Das war wieder dieselbe Hoffnung, welche voriges Jahr in Wildbad die Mutter so heiter gestimmt; sie, die nie daran gedacht zu haben schien, daß die ihr unentbehrliche Tochter auch eigene Wünsche des Herzens haben könnte.

Claudine war von Neuem erröthet. „Nautient! An ihn hätte ich zuletzt gedacht!“ sagte sie mit sinkender Stimme.

„Aber er sehnte sich schon damals so nach einer Landrathsstelle. Und wie sonderbar, daß wir ihn hier wieder treffen!“ gab die Mutter zurück.

Claudine schwieg und sah eifrig auf ihre Handarbeit.

„Weißt Du, Claudine, es ist das sehr angenehm für uns. Hoffentlich bewahrte er uns die Anhänglichkeit, die, wenn Du ihn nur ein wenig ermutigt hättest, mehr werden konnte. Für zwei schuldlose Frauen ist solch' ein in der kleinen Stadt gewiß einflußreicher Mann von großem Werth, und wenn Du bedenkst, Claudine, daß die Zeit der Blüthe für Dich vorbei ist —“

Ruise trat ein und brachte eine Visitenkarte.

„Frau Kommerzienrath Windhaus, geb. Röhrig.“

„Lucie Röhrig! Wie reizend von Dir, uns gleich zu besuchen!“ rief, der eintretenden Dame entgegen eilend, Claudine mit großer Herzlichkeit.

Der Besuch machte ihr Freude, noch mehr die Ablenkung von dem ihr peinlichen Gespräch mit der Mutter. Auch die Oberstin empfing Claudinens Jugendfreundin sehr freundlich.

„Wir dachten eben darüber nach, wen wir wiederfinden würden von unseren alten Freunden,“ sagte sie, der hübschen jungen Frau die Hand drückend.

„Und da haben Sie hoffentlich mich nicht vergessen, gnädige Frau! Ach, ich vergesse nie die Güte, mit welcher Sie mich mit zu den Bällen im Offizierskasino führten! Ach, die herrliche Jugendzeit! Weißt Du noch, Claudine, wie ich für den reizenden Rettelrode schwärmte? Er hat später die Komtesse Södern geheirathet, und ich meinen guten dicken Mann, der mir Alles zu Liebe thut, was er mir an den Augen absehen kann. Aber weißt Du denn schon, daß hier ein großer Verehrer von Dir lebt? Unser neuer Landrath! Ein lebenswürdiger Herr, und malen Sie sich die Scene aus, gnädige Frau, wir hatten ihn gleich zuerst zum Abendessen bei uns, und nach dem Essen haben er und Dornow sich zusammengekehrt und nur von Claudine geschwärmt.“

Die Oberstin machte eine heftig ablehnende Handbewegung, die junge Frau schien aber wenig gewohnt, Rücksichten zu nehmen, sondern fuhr lachend und Claudine neidisch ansehend fort: „Denken Sie sich mein Interesse an der Unterhaltung! Der Landrath ahnte noch nichts von Dornow's einstigen Beziehungen, man sprach davon, daß Ihr Haus hier leer stehe, seit das Militär fort ist, und darauf hin erzählte er, daß er Sie Beide in Wildbad getroffen. Dornow hörte mit glühenden Augen zu und fragte —“

Abermals machte die Oberstin diese ablehnende Handbewegung, aber dieselbe fiel weniger energisch aus, denn sie hörte doch gern, daß Nautient von Claudine gesprochen. Jetzt

verstand die Kommerzienrathin indeß ihre Meinung, ohne sich sonderlich dadurch beirren zu lassen.

„Ja, der arme Dornow! Er ist wirklich zu bedauern, kein Mensch glaubt noch an seine Schuld.“

„Und doch lag der Verdacht erdrückend auf ihm, und er wurde nur freigesprochen wegen Mangels an Beweisen,“ unterbrach die Oberstin die Sprechende schroff.

Jetzt merkte diese denn doch endlich, daß sie ein verletzendes Thema berührt.

„Ach, liebste gnädige Frau, verzeihen Sie mir!“ bat sie sofort lebhaft. „Bedenken Sie nur, daß wir hier Alle mit Herrn v. Dornow gelebt haben, daß uns die ganze Sache eine alte abgethane Geschichte ist.“

„Seit wann ist denn der neue Landrath hier?“ lenkte die Oberstin ab.

„Seit sieben Monaten etwa. Natürlich wollte ihn gleich alle Welt verheirathen, aber er ließ sich in den Hagestolzenklub aufnehmen, dem unser Bürgermeister präsidiert; mein Mann und die anderen verheiratheten Herren gehen auch hin und heißen die verlorenen Söhne, sie sind da allemal lustig bis zum Uebermuth, und Dornow ist der Witzigste. Ach, Verzeihung! Claudine, nimm es nur nicht übel! Aber weißt Du, es ist wirklich so, wie ich sage.“

„Nichts nehm' ich Dir übel, Lucie! Ich bin Dir dankbar, daß Du gleich Deine treue Freundschaft zeigt, und ich bitte, komme recht oft, denn sieh, ich kann Mama nicht gut länger verlassen,“ antwortete diese der Aufbrechenden mit ihrer sanften Stimme.

„Was für schöne stille Augen Du hast!“ rief die junge Frau noch im Gehen.

„Welche Plaudertatze sie ist!“ war das Urtheil der Oberstin. Ein viel glimpflicheres, als Claudine erwartet.

Frau Gahrmann kam, um allerlei häusliche Dinge zu besprechen.

„Geh' Du unterdeß spazieren, Claudine, Du mußt mehr für Dich thun, und es ist noch so schön draußen,“ mahnte die Mutter.

Noch nie hatte sie davon gesprochen, daß Claudine für sich selbst etwas thun solle.

Diese ging gern. Sie sehnte sich auch mehr nach einem Alleinsein, als sonst jemals; es fiel ihr diese Veränderung ebenso auf, wie die in der Mutter Fürsorge für sie.

Während die Oberstin allerlei Küchenfragen mit Frau Gahrmann beredete, schritt Claudine in ihrem schlichten, aber großstädtisch eleganten Anzuge vom Hofe auf die Straße hinaus. Goldene Abendsonne lag noch auf den nahen Bergen; dahin, wenn auch nur nach der ersten Anhöhe, zog es sie. Sie ging in tiefen, schmerzlichen Gedanken dahin, und fand sich erst wieder, als sie die Höhe erreicht, der sie ganz unbewußt zugestremt hatte.

Die Sonne stand schon unter dem Horizont, das Blau des Himmels spielte in ein außerordentlich zartes Grün, und auf diesem Grunde zogen sich goldbrothe, rosa und lila gefärbte Wolkenstreifen hin. Auf einem Grabenrande sitzend, starrte sie in den zauberlich schönen Abendhimmel. Es war, als thäte er seine goldenen Pforten vor ihr auf, und doch fühlte sie sich nie unglücklicher und verlassen, als eben jetzt.

War sie denn so viel eitler, als sie bisher gewußt, daß ihr der Gedanke, verblüht zu sein, so bitteren Schmerz bereite? Hatte sie nie zuvor bedacht, daß ihre Jugend vorüber war?

O doch! Aber da machte es ihr kein Herzweh, da nahm sie es hin als eine Thatsache, die unabänderlich — natürlich ist. Aber heute! Es kam Claudine v. Friemar nicht zum ersten Male die Erkenntniß, daß man nie aufhört, ungeahnte Entdeckungen im eigenen

Inneren zu machen; sie erlebte heute nur eine neue, aber auch eine sie unaussprechlich erschütternde Ueberraschung.

Vor Jahren empfand sie unter grausamem stillen Leid, als sei das Beste und Liebste in ihr gestorben. Sie trug es ohne laute Klage, ja wortlos, schwer und todt in ihrem Herzen, Niemand fragte sie darum, der Mutter strenger Blick schien sie darob anzuklagen. Und so lag es da, bis sie es über der schweren Erkrankung der Mutter vergessen mußte, und es auch später in dem täglichen aufopfernden Dienst der Liebe vergaß.

Als die Mutter dann theilweise genas, und Claudinens Loos leichter wurde, dachte sie an Heirath nicht, dachte möglichst wenig an Dornow und war froh, wenn ihr keine Zeit zum Grübeln blieb, bis sie im vorigen Jahre noch einmal vor die Heirathsfrage gestellt wurde. Sie sagte entschlossen nein, denn ohne Liebe wollte sie nicht heirathen, und ehrlich glaubte sie seit Jahren, daß ihr Herz damals verblutet.

Und heute?
Schauer überrieselten sie; heute wurde ihr zur Gewißheit: das Wunder einer Auferstehung vollzog sich in ihr. Was todt gewesen, erhob sich zu neuem Leben, und sie sah mit gefalteten Händen da und fragte das verlöschende Abendroth: „Wozu? Wozu?“

Nur Eins stand in diesem Ringen immer klar vor ihrer Seele: kein Mensch durfte davon wissen.

(Fortsetzung folgt.)

Jakob Brønnum Scavenius Estrup, dänischer Premierminister.

(Mit Porträt auf Seite 281.)

Seit einer Reihe von Jahren bereits liegen in Dänemark die Regierung und die Abgeordnetenkammer, das Folkething, in einem für das Land höchst unersprißlichen Streite um wirkliche oder vermeintliche Rechtsbefugnisse. Namens der Regierung führt diesen Kampf der dormalige Ministerpräsident und Finanzminister Jakob Brønnum Scavenius Estrup, dessen Porträt wir auf S. 281 bringen. Derselbe ist am 16. April 1825 in Kopenhagen geboren, widmete sich der Forst- und Landwirthschaft und wurde 1856 in den dänischen Reichstag gewählt. Er mußte sich jedoch bald nachher aus Gesundheitsrücksichten zurückziehen und blieb volle neun Jahre dem politischen Leben fern, sich ausschließlich mit der Bewirthschaftung seiner ausgedehnten Güter beschäftigend. 1864 in den Reichsrath berufen, ließ er sich 1866 auch wieder in das Folkething wählen und übernahm 1865 das Ministerium des Innern, das er bis 1869 innehatte. Als sich in den folgenden Jahren der Konflikt zwischen der Regierung und dem Folkething immer mehr verschärfte, übernahm Estrup am 7. Juni 1875 den Posten des Ministerpräsidenten und Finanzministers, in der Hoffnung, eine Verständigung anbahnen zu können. Diese Hoffnung ist jedoch nicht in Erfüllung gegangen, vielmehr neuerdings sogar der Verfassungskonflikt in Dänemark zu offenem Ausbruch gekommen. Estrup stützt sich in diesem Kampfe auf das Landsting, die Erste Kammer, und weigert sich, der Forderung des Folkethings, daß er seine Entlassung nehme, nachzukommen.

In der Sommerfrische.

(Mit Bild auf Seite 284.)

Alljährlich, wenn die Sonne im Zeichen des Hundsternes steht, eilen alle Städte, die es nur irgend ermöglichen können, hinaus in die Sommerfrische, um sich dort in ländlicher Ruhe zu erholen. Der unternehmenden Jugend freilich bietet die Sommerfrische auch noch andere Freuden, wie unser Bild auf S. 284 (nach einem Gemälde von Toni Aron) zeigt, das keiner Erklärung bedarf. Denn des Zwanges der Konvenienz entledigt, mit der heimlich Geliebten Berge und Wald durchstreifen, oder sie auf dem glatten Spiegel des See's ruben zu dürfen, ihr Auge in Auge gegenüber sitzen und, umweht von holden Sommerlüften, unbelächelt ihr sagen zu können, was im Herzen für sie lebt, ist ein Glück, wie es Einem nicht oft im Leben widerfährt.



In der Sommerfrische. Nach einem Gemälde von Toni Aron. (S. 283)

Humoristisches.

Der Nutzen des Rauchens.

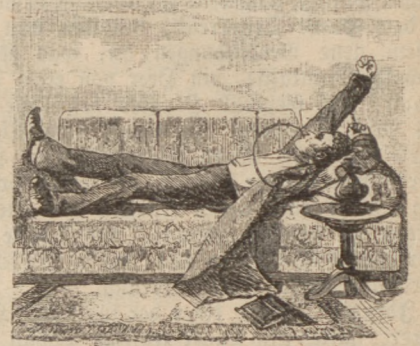
Von A. v. Fischern.



Ist's Wetter draußen schwül und warm,
Vertreibt's den bösen Mückenschwarm.



Und wer die Pfeif' im Winter führt,
Gleich Frost und Kälte minder spürt.



Auch Langeweile todzuschlagen
Gibt Rauchen dem, den sie thut plagen.



Dem müden Wächter hält's mitunter
In langer Nacht die Sinne munter.



Und längst gilt's als 'ne Panacee,
Wenn Jemand thut die Zähne weh.



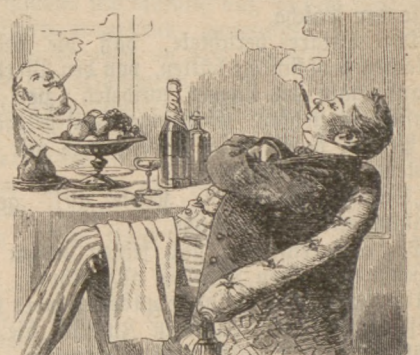
Meist geht die Arbeit gut voran,
Stecht man dazu 'ne Pfeife an.



Hier thut man sich die Pfeife bieten,
Um zu besiegeln fest den Frieden.



Oft hilft, wenn hungrig knurrt der Magen,
Das Rauchen leichter dies ertragen.



Doch auch nach reichen Mahlgenüssen,
Mag man nicht 'ne Havanna missen.



Wer grad' nicht mit Parfüm hantirt,
Durch Rauchen sich desinficirt.



Will er erscheinen männlicher,
Nimmt sich der Bub' 'ne Pfeife her.



Und durch die Steuern, die es zahlt,
Erhält es mit den Staatshaushalt.

Die Pfarrerstochter von Seiburg.

Erzählung aus der Zeit der Türkenkriege.

Von

Justus Theiß.

(Nachdruck verboten.)

Michael Apafi, den Ali Pascha am 14. September 1661 zum Fürsten von Siebenbürgen gemacht hatte, war gestorben. Die siebenbürgischen Stände, eingedenk der alten Beziehungen zu dem Hause Oesterreich, knüpften nun mit diesem neue Verbindungen an, was Kaiser Leopold veranlaßte, ein Heer von etwa 7000 Mann, das General Heußler befehligte, in das Land zu senden. Zu diesem stieß Michael Teleki mit 5000 Mann Siebenbürgern. Hierüber ergrimmt der Sultan, der seinen Schützling Kököly zum neuen Fürsten von Siebenbürgen zu machen gedachte, und sandte ein Heer von 20,000 Mann aus, das in das schwer bedrängte Fürstenthum eindrang.

Ibrahim Pascha, einer der türkischen Heerführer, hatte sein Lager jenseits Tohan aufgeschlagen. Sein Heer bestand aus Türken, Tataren, Armeniern und Tcherkessen. Ganze Ortschaften fielen der grausamen Wuth dieser entmenschten Horden zum Opfer, und der rothglühende Horizont gab allabendlich Zeugniß von ihrem wilden Treiben. —

Es war an einem milden Herbstabend. Der Pascha, ein Mann in den mittleren Jahren, dessen dunkler Vollbart seinen ohnehin finsternen Zügen einen noch unheimlicheren Ausdruck verlieh, saß vor seinem Zelte, nach türkischer Art mit gekreuzten Beinen, und blies zeitweise aus seinem Tschibuk blaue Rauchwölkchen in die Luft. Da kamen plötzlich, von einem Haufen Tataren umringt, zwei Walachen mit auf dem Rücken gebundenen Händen daher, die durch lautes Jammern und Klagen die Aufmerksamkeit des Pascha's erregten.

Beim Zelte Ibrahim's hielt der Zug. Der Tatarenführer kreuzte unterwürfig die Arme vor dem Pascha und neigte stumm das Haupt. „Was ist's mit den Hundsn, Husseln?“ fragte der Pascha.

Der Tatare berichtete, daß die beiden Walachen beabsichtigt hätten, von den Pferden, die außerhalb des Lagers weideten, zwei der schönsten zu stehlen. Er bringe die Uebelthäter dem Pascha, damit dieser gebiete, was mit den Treibern geschehen solle.

„Schlagt ihnen die Köpfe ab!“ gebot Ibrahim mit großer Ruhe.

Der Tatarenführer gab seinen Leuten ein Zeichen, die beiden Schelme abzuführen, als plötzlich durch ein scheinbar unbedeutendes Ereigniß, einen jener seltsamen Zufälle, die oft so entscheidend in unser Leben eingreifen, die Angelegenheit eine andere Wendung nehmen sollte. Der jüngere der Gefangenen stolperte über einen Kelpflock, was zur Folge hatte, daß ihm seine hohe Lammfellmütze vom Kopfe fiel. Einer von der Rotte hücte sich, die Mütze aufzuheben und sie dem jungen Walachen wieder auf den Kopf zu stülpen. Im Begriffe, dies zu thun, hielt er plötzlich inne und betastete mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit eine Stelle an derselben.

Der Pascha, dem dies nicht entgangen war, frug, was das bedeute, und erhielt die Antwort, daß ein harter Gegenstand hinter dem Futter der Kopfbedeckung stecke. Das erschrockene Gesicht, das nun der Eigenthümer der Mütze machte, erweckte Ibrahim's Neugierde, und er befahl, das Futter derselben aufzuschneiden.

Dies geschah, und alsbald zog der Tatarenführer Husseln ein Medaillon hervor, dessen Vorderseite das Bildniß eines lieblichen Mädchens zeigte.

„Bei dem Barte des Propheten, nie sah

ich ein schöneres Weib!“ rief Ibrahim Pascha, und seine Augen blickten funkelnd auf die kindlichen Züge. „Sprecht, ihr Schurken, wen stellt das Bild vor?“

Der ältere der beiden Gefangenen sah verblüfft auf seinen Sohn und juckte die Achseln. Der jüngere dagegen blickte abwechselnd auf Husseln und den Pascha, und schien unschlüssig darüber, was zu thun sei.

„Sprich, Walachenhund!“ fuhr Ibrahim grimmig auf. „Wer ist das Weib?“

„Wenn Dir Dein Vater was gilt, gib Antwort, Petru!“ versuchte der Alte seinen Sohn zum Sprechen zu bewegen. „Vielleicht kann uns das nützen!“

Petru's Augen glänzten bei dieser Annahme, und ohne Bögen erzählte er, daß er das kostbare Ding der Pfarrerstochter in Siberga (Seiburg) gestohlen habe. Das Bild auf der vorderen Platte stelle ihre Züge so deutlich dar, daß selbst ein Spiegel es nicht besser vermöge. Da er mit dem Gesinde auf dem Pfarrhose viel verkehre, sei es ihm ein Leichtes gewesen, sich des Kleinods zu bemächtigen.

„Liegt Siberga weit von hier?“ frug Ibrahim Pascha.

„Etwa eine Tagereise!“ erklärten Vater und Sohn zugleich.

Der Pascha sann einen Augenblick nach.

„Hört, ihr Wichte,“ begann er dann; „ich will euch das Leben schenken und auch reich belohnen, wenn ihr das Mädchen in meine Gewalt bringt.“

„Großmächtigster, gib uns nur zwanzig Deiner Leute,“ versetzte der ältere Walache schnell, „und so wahr ich Joan Kumaniku heiße, in drei Tagen soll der Glanz Deiner Augen auf das Mädchen fallen; ist's nicht so, dann laß mich speien!“

„Gut,“ versetzte der Pascha und beauftragte Husseln, dem er gleichzeitig die strengsten Befehle einschärfte, zwanzig der zuverlässigsten Leute auszusuchen und dann mit diesen und den beiden Walachen nach Siberga aufzubrechen. — — —

Es war am Abend des Tages nach diesem Vorfalle. Katharina, die Tochter des Pfarrers Lukas Sydonius, saß im Gartenhause des Pfarrhofes zu Seiburg, ihr zur Seite eine ältere Frau, ihre Tante. Die bleichen Züge und der matte Ton der alten Dame deuteten darauf hin, daß sie eben erst eine schwere Krankheit überstanden hatte. Dies war auch der Grund, daß Katharina nicht längst mit ihr die schützenden Mauern Hermannstädts oder Kronstädts aufgesucht hatte. Halb Seiburg war vor den anrückenden Türken geflohen; nur einige Wenige, unter ihnen auch Katharina, waren geblieben; diese um der frankten mütterlichen Freundin schützend beizustehen. Doch nun hatte sich diese erholt und mit dem Grauen des nächsten Morgens wollte sie mit derselben nach Hermannstadt zu ihrem Vater fahren, den die Stände seit acht Tagen dahin berufen hatten, sich mit ihnen über des Landes Schutz und Schirm wider die Türkennoth zu berathen.

Der schöne stattliche Mann an der anderen Seite des Tisches war Matthias, der Sohn des Hermannstädter Rathsherrn Johannes Brentner und Katharina's Bräutigam. Diesen hatte der Pfarrherr gesandt, Tochter und Schwägerin abzuholen.

„Sei nicht traurig, Muhme,“ begann jetzt Katharina, „daß wir gezwungen sind, unser friedliches Heim zu verlassen. Gewiß, bald kehren wir zurück.“

Wenn diese Worte Katharina's den Zweck hatten, ihr Tante Trost in's Herz zu gießen, so gelang ihr dies nur halb, denn auch ihre Augen füllten sich mit Thränen und der vibrirende Ton ihrer Stimme verrieth, daß

auch ihr Herz von Kummer und Weh bewegt sei.

„Ihr, Muhme, und Du, Rätchen,“ nahm der lebenslustige Matthias das Wort, „seht Beide die Dinge viel zu schwarz. Wohl ist Teleki gefallen, und der kaiserliche Feldherr Heußler von den Türken gefangen genommen worden; aber noch ist nicht Alles verloren. Täglich erwarten wir Ludwig von Baden, der uns frische kaiserliche Truppen zuführen soll.“

Katharina war im Begriff zu antworten, als plötzlich ein markdurchdringender Schrei vom Hofe des Pfarrhauses die Luft erschütterte. Diesem folgte unmittelbar ein lautes Getöse, das bald zu einem ohrenzerreißenden Toben anschwellte. Die Mägde des Pfarrhofes freischten durcheinander. Dazwischen hörte man walachische und tatarische Flüche, Drohungen und Rufe um Erbarmen.

Noch ehe sich die im Gartenhause Befindlichen gefast hatten, erschien die Gestalt eines Burschen in der geöffneten Thüre, dessen Augen funkelnd auf Katharina hafteten. Es war Petru.

„Heil! Hollah!“ rief er in den Garten zurück; „hier ist das Läubchen! Mein Seel, sie sieht aus, wie die heilige Paraschiva in unserer Kirche daheim. Ausfuß soll mir den Leib bedecken, wenn ich Muth habe, sie anzurühren!“

„Blüffelalb!“ rief unmittelbar darauf eine Stimme hinter ihm, und herein trat ein bärtiger Tatar. „Sieh her, das macht man so!“ Und Petru bei Seite schiebend, sprang er mit einem Sage auf das regungslos dastehende Mädchen zu.

Ein kräftiger Faustschlag in das Gesicht des Tataren ließ diesen zurücktaumeln und zu Boden stürzen. Es war Matthias, der diesen Schlag geführt hatte; dafür rächte sich Petru, indem er dem Beschützer Katharina's von hinten mit seinem Knotenstocke einen so kräftigen Schlag versetzte, daß auch dieser zu Boden stürzte.

Während dessen waren mehrere von der Horde Ibrahim Pascha's in das Gartenhaus gedrungen. Husseln bemächtigte sich sofort Katharina's, die eine mitleidige Ohnmacht ihrer Sinne beraubt hatte.

„Auf und fort!“ befahl der Tatarenführer. Er hatte durch seine Rotte einige Häuser und Scheunen anzünden lassen, um zu verhindern, daß die in Seiburg zurückgebliebenen Bauern der Familie des Pfarrers zu Hilfe kämen. In der allgemeinen Verwirrung war es ihm nun ein Leichtes, mit dem bewußtlosen Mädchen zu verschwinden.

Die Flucht ging anfangs trefflich von statten. Aber bald änderte sich dies. Der Himmel umzog sich mit dichten Wolken, und mit aller Gewalt brach ein Gewitter los. Grell zuckten die Blitze hernieder, und der Sturm tobte, daß die Reiter ihre ganze Gewandtheit aufbieten mußten, ihre Rosse zu händigen.

Das änderte sich auch dann nicht, als der Zug in einen Wald gelangte, denn nun umging sie tiefe Dunkelheit, und die Mädchenräuber waren gezwungen, ihre Pferde am Zaum zu führen. Nur Husseln, der die bedende Katharina vor sich im Sattel hielt, hatte sein Roß nicht verlassen; der alte Joan Kumaniku führte dasselbe.

Indessen der Marsch in der Dunkelheit wurde immer schwieriger, und Husseln war froh, als sie die Hütte eines walachischen Kohlenbrenners erreichten.

„Bist Du allein hier?“ frug Husseln den Köhler, der beim Nahen der Rotte in der Thür erschienen war.

„Nein!“ gab Nikon Braza zur Antwort. „Mein Weib Naveca theilt seit Jahren meine Einsamkeit!“

„Wir können nicht weiter und haben uns verirrt!“ fuhr Husslein fort; „auch wollen wir des Unwetters Ende unter Deinem Schuppen abwarten. Wie ich sehe, ist der Raum in Deiner Hütte sehr beengt, aber immer groß genug, ein Weib darin aufzunehmen. Der Regen hat sie durchnäßt und mir liegt daran, daß sie sich die Kleider an dem Feuer Deines Herdes trockne.“

„Wie Du willst, Herr!“ entgegnete Niton und rief sein Weib herbei, das an allen Gliedern zitternde Mädchen in Empfang zu nehmen.

Wenn Husslein daran lag, daß Katharina's nasse Kleider trocken würden, so geschah dies ganz gewiß nicht aus Mitleid mit dem armen Mädchen. Vielmehr war es die Furcht vor Ibrahim Pascha, die ihn dazu bewog. Katharina's heftiges Bittern, eine Folge ihrer hochgradigen Erregung und des kalten Regenschauers, war ihm keineswegs entgangen, und krank durfte er sie dem Pascha unter keinen Umständen abliefern.

Was ihn und die beiden Pferdediebe Joan und Petru Kumaniku aber in nicht geringe Besorgniß versetzte, war der Umstand, daß der Bach jenseits der Hütte Niton's, den sie am Tage vorher bei Periani mit ihren Pferden ohne Beschwerden überschritten hatten, nun zu einem reißenden Strome geworden war, den sie jetzt unmöglich passiren konnten.

„Wie lange kann es dauern, bis das Wasser fällt?“ frug Husslein daher den Köhler in finsterner Besorgniß.

„Bis morgen Mittag oder morgen Abend. Wer kann das so genau wissen!“

Der Tatarenführer stieß einen Fluch aus. „Wir müssen unter allen Umständen fort, sobald das Unwetter nachgelassen hat, koste es, was es wolle. Jetzt bring uns etwas zu essen!“

Niton ging in die Hütte. Kaum hatte er die Thüre hinter sich geschlossen, als sein Weib auf ihn zustürzte, ihn haltig an der Hand ergriff und an das Lager Katharina's zerrte.

„Mann, Niton, sieh hin! Hier liegt die Pfarrerstochter von Siberga!“

„So wahr ich einst selig zu werden hoffe, sie ist des sächsischen Pfarrherrn Tochter, die uns zweimal aus großer Noth geholfen!“ rief Niton und sah seine Frau an.

Diese hatte kaum die Bestätigung ihres Mannes abgewartet. Sie war vor dem regungslos daliegenden Mädchen in die Kniee gesunken, ergriff dessen Hand, die sie mit zartlichen Küssen bedeckte und rief ein über das andere Mal: „Mein Blümchen — mein Augapfel — bist Du es, die in die Hände dieser Wurdgesellen gefallen ist? Sprich, sprich, mein Veilchen, erkennst Du mich? Ich bin ja die Kaveca, die alte Kaveca. Sag' mir's, daß Du mich kennst!“

Kam nun Katharina zum Bewußtsein ihrer schrecklichen Lage oder übte die rührende Anhänglichkeit der alten Frau eine überwältigende Wirkung auf das Mädchen aus, genug, sie schlang ihre Arme um den Hals der Walachin und rief mit ersticker Stimme: „O Kaveca, Kaveca, rette mich aus dieser Noth!“

Niton Braza setzte sich auf einen Schemel dicht am Herde nieder, schlug die Hände vor's Gesicht und sprach kein Wort.

„Gibt's denn wirklich kein Mittel, das Kind zu retten, Niton?“ frug Kaveca.

„Keines, Frau!“

„Um aller Heiligen willen, den' nach, Niton! Du bist klug, und nie schließt Du die Augen, bevor Du nicht den heiligen Ili um seinen Schutz gebeten hast!“

Niton dachte nach.

„Weib, der heilige Ili sei gepriesen!“ fuhr er mit einem Male auf. „Es gibt ein Mittel, das Kind zu retten, aber es ist ge-

fährlich, und wenn uns nicht der Allmächtige beisteht, sind wir verloren.“

„Was ist es, Niton? Sprich, sprich!“ forschte mit ängstlicher Spannung Katharina.

Niton trat dicht zu den beiden Frauen. „Paß auf, Kaveca — hör' zu, Herrin, doch leg' Dich nieder, als ob Du schliefest.“

Vor vielen Jahren wurden die walachischen Brüder drüben jenseits des Waldes von den Mongolen hart bedrängt. Um ihrem Drangsal zu entgehen, wählten sie sich mitten im Moor, das eine kleine Stunde von hier entfernt ist, eine neue Heimstätte. Mit vieler Mühe bauten sie sich mittelst langer Baumstämme einen Weg quer durch das trügerische Moor, der die beiden Ufer desselben miteinander verband und für den Uneingeweihten gar nicht auffindbar war. Etwa in der Mitte dieses Moorweges zweigten sie rechts einen anderen Weg ab, der, etwa vierzig Schritte lang, auf eine inmitten des tüchtigen Schlammes gelegene Insel führt. Die Wege sind schmal und wehe dem Unglücklichen, der auch nur einen Fuß breit davon abweicht; er ist unrettbar verloren. Diese im Moor gelegene Insel wählten sie zu ihrem Aufenthaltsorte und hatten nun Ruhe. — Meinem Vater und Großvater waren diese gefährlichen Wege wohl bekannt, durch diese lernte auch ich sie kennen. Nun sind sie Beide todt, und außer mir gibt es wohl nur noch Wenige, die davon wissen. Gelingt es mir, die Türkenhunde auf den Moorweg zu locken und an der Stelle, wo der Nebenweg, der auf die Insel führt, von dem Hauptwege abzweigt, in Deine Nähe, Du holdes Kind, zu kommen, so ist Deine Rettung nicht unmöglich. Der heilige Ili wird uns beistehen! Hast Du Muth zu dem Wagniß?“

„Ja, ja! Lieber sterben, als in den Händen dieser furchtbaren Menschen bleiben!“ entgegnete Katharina mit großer Entschiedenheit.

Niton stand auf und trat vor die Hütte.

„Ihr Männer,“ sagte er laut, „mir ist ein Ausweg eingefallen, der euch bei Zeiten an das Ziel bringen wird.“

„Sprich, welch' ein Ausweg?“ riefen Mehrere.

„Den tosenden Bach könnt ihr nicht überschreiten, und wollt ihr auf sicherem Boden die Brücke bei Hoviz erreichen, so müßt ihr einen großen Umweg machen und setzt euch der Gefahr aus, daß euch die erzürnten Sachsen einholen. Ich will euch einen kürzeren Weg führen, den außer mir Niemand kennt. Freilich ist er nicht ohne Gefahr, aber euch tapferen Männern schlägt kein Weiberherz in der Brust. Es ist ein schmaler Weg und geht mitten durch das Moor.“

„Mach' Dich sofort bereit, uns zu führen!“ gebot Husslein.

„Sogleich, ihr Männer!“ beeilte sich Niton dem Wunsche des Tatarenführers zu entsprechen. „Besteigt eure Pferde. Ihr werdet mich gleich zum Aufbruch bereit finden!“

Eine Viertelstunde später setzte sich der Zug in Bewegung. Voran schritt Niton mit einer Kienfackel in den Händen; diesem folgten einige Tataren; dann der alte Joan Kumaniku mit seinem Sohne, der ebenfalls eine Kienfackel trug; hierauf Husslein mit Katharina, und zuletzt wieder einige Tataren. Schweigend ritten die Männer durch die Dunkelheit der Nacht. Es regnete noch immer, doch hatte der Sturm nachgelassen.

In ihrer Kammer lag Kaveca auf den Knien und hob flehend die Hände zur Decke empor. „Laß es gelingen, heiliger Ili, laß es gelingen, und ich will hinfort reichlich Del in das Lämpchen vor Deinem Bilde gießen!“ flehte sie.

Wohl eine Stunde bewegte sich der Zug schweigend durch den Wald; nun wandte sich

Niton um und rief seinen Begleitern zu: „Gebt Acht, ihr Männer, wir sind am Moor! Folgt mir Einer hinter dem Anderen und weicht nicht ab von meiner Spur!“

Langsam und vorsichtig schritt er dann, die Fackel hoch erhebend, vorwärts; die Anderen folgten ihm bedächtig. Der Boden schwankte unter den Hufen der ängstlichen Thiere, und es bedurfte der ganzen Gewandtheit der Reiter, diese zum Vorwärtsgehen zu vermögen. Der matte Schein der Fackeln erhellte nur nothdürftig die schauerliche Umgebung.

Immer weiter drang Niton vor und immer schwankender wurde der Boden. Von Zeit zu Zeit wandte der Führer sich um, Husslein und die Pfarrerstochter mit den Augen suchend. Diese hatten nun die Stelle erreicht, wo nach Niton's Angabe rechts ab sich der Weg zur Moorinsel abzweigte. In diesem Augenblicke glitt Niton aus und fiel zu Boden, die Fackel, die er in der Hand hielt, erlosch, und tiefe Dunkelheit umfing die Spitze des Zuges.

„Bleibt stehen!“ rief er, sich schnell aufrassend, „und rührt euch nicht! Auch Du da hinten, Bursche, mit Deiner Fackel; ich komme hin, die meinige an Deiner anzuzünden!“

Petru, dem dies galt und der sich dicht vor Husslein befand, hob nun seine Fackel in die Höhe, um dem Antömmeling zu leuchten. Dieser schritt behutsam, sich an den Mähnen der Pferde und den Riemen der Steigbügel haltend, nach der Mitte des Zuges. Bei Petru angekommen, warf er einen verständnißvollen Blick auf Katharina, die auf Husslein's Pferde saß, und griff dann nach der Fackel Petru's.

„Ha!“ rief er plötzlich mit dem Ausdrucke des größten Entsetzens und deutete nach links, „sieh dort — dort!“

Aller Augen blickten nach der angedeuteten Richtung. In demselben Augenblicke ließ Niton die Fackel Petru's zu Boden fallen, die nun ebenfalls erlosch, und gleichzeitig zog er sein Messer aus dem Gürtel, dieses dem Pferde Husslein's in den Leib stoßend. Das Thier bäumte sich mächtig auf, so daß Husslein, seine Beute vergebend, gezwungen war, sich mit beiden Händen an dem hinteren Ende des Sattels festzuklammern.

Mit Blitzeschnelle riß Niton die Pfarrerstochter vom Pferde, hob sie auf seine Arme und verschwand mit ihr im Dunkel der Nacht.

Das Schreien und Fluchen der Tataren, das nun folgte, spottet jeder Beschreibung. Mitten durch klang die Stimme Petru's: „Dort sind sie hin, ich hab's gesehen! Ihnen nach! — He, Vater, ich sinke!“ schrie er gleich darauf. „Mir ist, als jöge mich Jemand an den Beinen hinab in die Tiefe! Helft — helft!“

Doch Niemand half, hatte doch Jeder mit sich selbst zu thun. Die vorderen Reiter hatten sich nach rückwärts zu drängen versucht, was bei der tiefen Dunkelheit eine große Verwirrung veranlaßte. Die Pferde, dadurch scheu gemacht, sprangen von dem schmalen Wege ab, und Roß und Reiter versanken in dem moorigen Grunde.

Katharina hörte nichts von dem Geheul der dem Tod geweihten Männer. Bewußtlos lag sie in Niton's kräftigen Armen, der sie mit sicheren Schritten über die gefährliche Bahn trug und, endlich auf der festen Fläche in der Mitte des trügerischen Moores angelangt, in seinen Schafspelz hüllte und sorglich hütete.

Es dauerte lange, unendlich lange, bis sich der erste helle Streifen im Osten zeigte, der allmählig die Gegend erhellte. Niton hauchte neben dem daliegenden Mädchen und horchte ängstlich auf ihre Seufzer, die sich hin

und wieder ihrer Brust entzogen. Da vernahm er plötzlich die dumpfen Töne eines Hirtenhorns. Näher und näher erklangen sie und erfüllten sein Herz mit Entzücken. Schnell erhob er sich und eilte davon. Kurze Zeit darauf kamen bewaffnete sächsische Bauern, an deren Spitze Matthias, von dem wackeren Köhler geführt, über den schwankenden Pfad daher.

Zubelnd sprang Matthias an's feste Land und laut schluchzend hing Katharina am Halse des Geliebten.

„Räthchen, mein Räthchen,“ rief des Rathsherrn Sohn, „ich habe Dich wieder!“

„Und Du, Du lebst, Matthias?“ rief Katharina mit überströmender Empfindung, den Geliebten noch inniger umklammernd.

„Ich lebe, Räthchen!“ antwortete Jener; „der Schlag des türkischen Schurken hatte mich nur betäubt, lange freilich dauerte es, bis ich die Besinnung wieder erhielt. Dann kam Kaveca, gerade als wir aufbrechen wollten, Dich zu suchen, und schickte uns hierher in's Moor. Nur vier von den Tataren fielen uns in die Hände und sind jetzt in sicherem Gewahrsam; die Anderen mag wohl das Moor verschlungen haben. Doch nun laßt uns diese Stätte des Unheils verlassen!“

Als bald wurde der Rückweg unter Nikon's Führung angetreten, und Alle gelangten wohlbehalten in dem heimischen Dorfe an.

Die Türkengefahr sollte bald vollends verschwinden. Wenige Tage darauf rückte Ludwig von Baden mit den kaiserlichen Hilfsvölkern vor, und die Türken mußten Siebenbürgen räumen.

Der Pfarrer von Seiburg hielt ein halbes Jahr später vor dem Altare der freundlichen Dorfkirche segnend die Hände über seiner Tochter und Matthias; er vereinte sie für immer. Daß Nikon und seine Kaveca bei dem Hochzeitsmahle nicht fehlten, verstand sich von selbst.

Auch blieb Nikon nicht mehr ein armer Köhler und in seiner Wildniß. Matthias' reicher Vater kaufte ihm in Fogafas eine Hütte und ein Gespann Ochsen, und der heilige Ilie schützte fortan sein Heim, denn Kaveca goß reichlich Del in das Lämpchen vor dessen Bilde.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der goldene Hering. — Ein Schankwirth in Wien wußte im Jahre 1842 auf eine recht schlaue Weise sich einen ungewöhnlich zahlreichen Zuspruch zu verschaffen. Er lud nämlich durch große Anschlagzettel und durch Anzeigen in den Tagesblättern das Publikum ein, den „goldenen Hering“ zu holen. In der Erläuterung theilte er mit, daß sich in einer Tonne Heringe einer befinde, dem er einen Dukaten eingelegt habe. Wer nun diesen „goldenen Hering“ erwische, dem gehöre auch der goldene Inhalt. Hunderte kamen, und Jeder hoffte für wenige Kreuzer den in Aussicht gestellten Schatz zu heben. Mancher aß fünf und sechs Stück Heringe. Dabei verfehlte die genossene salzige Speise ihre Wirkung nicht — es wurde viel getrunken. Endlich, als fast sämtliche Heringe verzehrt waren, und der Boden der

Tonne schon sichtbar wurde, erwischte ein Schneidergelle den rechten Hering.

Eine Nobilitirung. — Der Alderman Wood, welcher am 25. September 1843, 76 Jahre alt, in London starb, verdankte dem Umstande seine Er-

hebung zum Baronet, daß er dem Vater der Königin Viktoria, dem Herzoge von Kent, welcher seines beschränkten Einkommens wegen sehr zurückgezogen in Brüssel lebte, eine Summe Geldes vorstieß und es dadurch möglich machte, daß die Herzogin zur Zeit ihrer Entbindung nach England reisen, und so die jetzt regierende Königin auf britischem Boden zur Welt kommen konnte, wie es das englische Gesetz für eine künftige Regentin vorschreibt.

Abgetrunpft. — Als der österreichische Botschafter Baron Bach sich beim Papste Pius IX. verabschiedete, äußerte er scherzhafterweise den Wunsch, heilig gesprochen zu werden, worauf der Papst antwortete, bei Lebzeiten gehe die Kanonisation überhaupt nicht an. — „Nun,“ meinte der Staatsmann, „da kann ich mich ja scheinodt stellen, bis die Ceremonie vorüber ist.“ — „Gut, thun Sie das,“ antwortete Pius IX., „dann spreche ich Sie — scheinheilig.“

Die Straßen in Kanton.

(Mit Abbildung.)

In Kanton, der am Perl- oder Kantonstrom gelegenen Hauptstadt der chinesischen Sübprovinz Kwangtung, sind die Straßen durchweg nur 3 bis 4 Meter breit, so daß nur zwei Sänften oder Tragstühle neben einander passiren. Fuhrwerke aber gar nicht zur Anwendung kommen können. Sie sind meist gut gepflastert und weniger schmutzig, als in den meisten anderen chinesischen Städten. Unsere Abbildung verlegt uns in eine Straße der westlichen Vorstädte, welches Viertel nicht nur das industriellste, sondern auch das geld- und volkreichste ist. Ueberall sind hier zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen oben Strohmatten quer über die engen Straßen gespannt. Vor den eleganten Läden hängen überall fentrecht, wie Coulissen eines Theaters, lange, schmale, reichlacirte und vergoldete Bretter als Aushängeschilder. Die sehr hohen und geräumigen Verkaufshallen und Waarenlager stehen gegen die Straße in ihrer ganzen Breite und Höhe offen. So reiht sich hier, wie in den übrigen Hauptstraßen Kanton's überhaupt, Laden an Laden, und überall sind die verschiedenen Waaren sowohl in den Auslagen wie im Inneren auf Gestellen längs der Wände mit vollendetem Geschmade geordnet und aufgestellt.



Straße in Kanton (China).

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 37.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 35:

Schnell wie des Stromes wechselnde Woge
Schwindet des Lebens ängstlicher Traum.

Buchstaben-Räthsel.

- 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7 ein musikalisches Instrument,
- 3. 5. 1. 1. 7 man muß es blasen, damit's nicht brennt.
- 7. 3. 4. 5 ein Mann aus der Bibel bekannt,
- 6. 4. 3. 3. 4. 5 ein Herzogthum, das ganz verschwand.
- 6. 7. 1. 2. 3 ein Schriftsteller in dem alten Rom,
- 1. 4. 3. 3. 4. 5 eine schöne Stadt am Donauflrom.
- 1. 2. 3. 7. 6 im Osten Deutschlands eine Stadt,
- 1. 2. 3. 3. 7 ein Stück, dran mancher Gefallen hat.

F. Müller-Saalfeld.

Auflösung folgt in Nr. 37.

Wort-Räthsel.

Mit Ab und Aus beklagt man's sehr
Und auch mit Auf fällt's Vielen schwer;
Erscheint es aber ganz allein,
So wird es stets willkommen sein. C. Leo.

Auflösung folgt in Nr. 37.

Auflösungen von Nr. 35:

des Logogriffs: Thaler, Thales;
des Räthsels: Kirche, Kirche.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben
von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher
Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.